

## Nachwort

Aber Leben besteht nicht nur aus Alltag, aus Bewältigung von Aufgaben in vorgegebenen Ordnungen; Leben ist die Phantasie als Realität, ist Traum. Träume überleben jede Realität. Träume existieren in einer Zeit, die sich nicht in Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart verbraucht. Träume sind nicht abhängig von Sieg oder Niederlage. Träume müssen keinen Nutzen erfüllen. Geld plus Zeit ergeben Zinsen als Teil eines möglichen Gewinnes, obwohl die Zeit in der Natur gegeben ist und keinem gehört. Träume sind das Reservoir für nie sich erfüllende Utopien in einer Traumzeit, in einer nicht zu berechnenden, nicht planbaren Zukunft.

Solche Erkenntnis stellt J. Monika Walther ihrem Prosaband *Wir werden wie die Träumenden sein. Eine Landsuche in Deutschland* voran, mit dieser Erkenntnis begab sie sich auf die Suche nach der verlorenen und auch verschwiegenen Geschichte des jüdischen Zweigs ihrer Familie, den im III. Reich ermordeten und in alle Welt verstreuten Angehörigen, und vor allem nach der eigenen Identität. »Ich bin Jüdin in einer Nichtidentität«, hat sie 1995 gesagt, als sie bewusst begann, sich an ihre Wurzeln heranzutasten, die ihr Leben, unbewusst, schon immer geprägt haben.

Mit ihr kommt in der Reihe des Projektes »Jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Westfalen« erstmals eine Nachgeborene zu Wort, eine Angehörige der sogenannten zweiten Generation, die unmittelbar 1945 geborene Tochter einer Mutter, die Shoah und KZ überlebte, die die Erinnerungen an einen Abschnitt der eigenen und auch der Lebensgeschichte der Tochter bis heute verweigert oder zumindest darüber schweigt. Und doch weist die Identitätssuche der Tochter über diese weißen Flecken hinaus, die Realität der deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte bildet einen weiteren Hintergrund der Suche der 1945 in Leipzig geborenen und der fast unüberwindlichen Hindernisse.

Das Nazi-Regime verbannte und ermordete, aber es war das »neue« Deutschland, daß sie alle gründlich in der Vergessenheit hielt. Ein Schlußstrich wurde vom Nationalsozialismus und den nachfolgenden deutschen Staaten gezogen unter gelebtes jüdisches Leben, unter kulturelle Selbstverständlichkeiten, auch unter die, als Jude nicht jüdisch leb-

ten, sondern deutsch, links, in Leipzig, protestantisch, national gesinnt, mit Heimatliebe als Seelenverfassung, mit Pessach und Tannenbaum, antisemitischem Selbsthaß und der Begierde geliebt zu werden, wenigstens anerkannt.

Ein Unterdrücken des Erinnerns, das einer in Leipzig, in Ostdeutschland Nachgeborenen das Aufspüren der jüdischen Familiengeschichte und der eigenen Identität weiter erschwerte.

Und dann handelt es sich bei all den Erzählungen, die mit *Das Gewicht der Seele* überschrieben sind und die diese »12 Gramm« Seele so viel gewichtiger in sich tragen, auch nicht um autobiographische Zeugnisse – oder vielleicht doch? –, sondern um Literatur, um »Dichtung und Wahrheit« gleichermaßen.

Alles ganz anders als in den vorherigen Bänden also und zugleich, für mich als Herausgeberin vollkommen eindeutig und offensichtlich, eine konsequente Weiterführung all dessen, was bisher zu lesen war.

So wie Yehiel Ilsar, Lore Shelley und Imo Moszkowicz den Verlust ihrer westfälischen Wurzeln – und das spürt man in ihren Erinnerungen, das war in allen Gesprächen immer präsent – nie verwinden konnten, so ist J. Monika Walther umgekehrt eines Tages auf ihrer rastlosen Suche nach Heimat und Identität erst in der Universitätsstadt Münster, dann in einem Dorf in Westfalen angekommen und hat beschlossen, die Gefilde der Annette von Droste-Hülshoff als ein Stück Heimat zu adoptieren, dem sie allerdings, wann immer es ihr zu eng wird, in die Niederlande entfliehen kann. Auch anders – oder doch gerade nicht?

Die Antwort findet sich in den 55 Prosatexten, die der Band vorstellt, ein Streifzug nicht nur durch die Identitätssuche der Autorin, sondern, durch die Zeitsprünge der so gar nicht chronologisch angeordneten Texte, auch ein intensiver Einblick in die Entwicklung und folgerichtige Fortführung eines weiblichen Schreibens, das im Zuge der 68er begann und die damals postulierte und heute so leichthin abgelehnte *écriture féminine* noch immer stützt. J. Monika Walther geht mit Bestimmtheit davon aus, dass Frauen anders schreiben als Männer. Auf dem 6. Autorinnenforum in Rheinsberg 2007, das sich mit der Radikalität und Poesie weiblichen Schreibens beschäftigte, hat sie dies so begründet und formuliert:

Den Dichterinnen, den Schriftstellerinnen, den Frauen fehlt es oft an Selbstbewusstsein, sie zweifeln, wollen es allen recht machen – und es entsteht Mangel. Und Angst. Die Erwartungen der Gesellschaft an Männer, an Frauen unter-

scheiden sich grundsätzlich – bis heute. Und Frauen beginnen gerade erst und endlich Netzwerke zu ihren Gunsten zu knüpfen. Ach so ist das also. Ja, so ist das also. Ja, es gab und gibt die Unterschiede, wie Frauen, wie Dichterinnen leben ohne Musen und Tragetiere, oft ohne stützende Liebe oder ohne förderndes gesellschaftliches Umfeld. Im männlichen Blick immer wieder als Verrückte oder Fräuleinwunder der Dichtung benannt, das bekamen vor wenigen Jahren einige der Popliteratinnen und Schriftstellerinnen in die Rezensionen hineingeschrieben. Elementare Unterschiede also in der Wahrnehmung, in der Menge der zugeordneten Stipendien, der Preise, der Öffentlichkeit, der Wichtigkeit, auch der Darstellung gibt es bis heute. ....

Aber es gibt ja noch mehr Unterschiede: Nicht nur im Leben, in der Ökonomie und wie Schriftstellerinnen wahrgenommen werden, welchen Platz sie bekommen, sondern was und wie sie schreiben. Nicht nur dass alles ein bisschen länger dauert: bis eine Kronauer den Büchnerpreis bekommt oder Friederike Mayröcker, und eine Aichinger wird ihn einfach nicht bekommen, obwohl sie eine der bedeutendsten deutschsprachigen Autorinnen ist. Nein, nicht nur das: Schriftstellerinnen schreiben eine grundsätzlich andere Literatur. ...

Auf der breiten Straße des realistischen Erzählens, der Preise, Podien und Proklamationen ziehen die Männer ihres Weges, die Frauen haben sich zurückgezogen in Hamburger Dachstuben oder polnische Datschen, in dunkle Kinosäle oder Pariser Exilquartiere, in einsame, windgepeitschte Landhäuser oder Wiener Zettelberge. So lassen sich dann auch schwer Netzwerke knüpfen. So aber entsteht eine Literatur, die die Welt begreift und durchdringt, denn diese Weltverlorenheit ist auf keinen Fall mit Weltlosigkeit zu verwechseln. Nein, bei den Schriftstellerinnen verbinden sich Kunst und die Lust an der Weltaneignung mit der Gier nach immer neuen Details und der Sehnsucht nach Auflösung des Stofflichen.

Und das gilt eben auch für ihre eigenen Erzählungen. Die Anklänge an die weibliche Tradition, insbesondere an Virginia Woolf, wie Elisabeth Roters-Ullrich aufgezeigt hat, an Emily Dickinson, Rahel Varnhagen, Else Lasker-Schüler oder eine (in den Texten auch explizit präsente)

Annette von Droste-Hülshoff, um hier zumindest einige wenige zu nehmen, sind aber nur eine Facette, daneben wirkt etwa auch die angelsächsischen Tradition der crime short story nach und so vieles mehr; die Bandbreite ist groß.

Spezifische Besonderheit ist der Entstehungsprozess all der Erzählungen, denen jeweils eine Arbeit der Berliner Fotografin Barbara Dietl vorangestellt ist. Ihr ist der Band auch gewidmet. Barbara Dietl hat diese Aufnahmen im Verlauf des Jahres 2006 jeweils zum Monatsanfang an J. Monika Walther geschickt und dann entstand aus dieser Anregung in den folgenden Wochen allmählich eine Geschichte.

So, wie sich die Bilder und Geschichten zusammenfanden, so folgerichtig ließen sich die Erzählungen aus ganz unterschiedlichen Lebensabschnitten für dieses Buch miteinander verbinden und es ergab sich nahezu von selbst eine thematische Orientierung, die die Gliederung des Bandes bestimmt. Dabei begegnet man ihnen immer wieder auf's Neue, den realen und fiktiven Figuren, Metaphern und Bildern, die die Identitätssuche dieser Autorin transportieren. Sind sie nun an die Wirklichkeit angelehnt oder doch ganz und gar fiktiv, und wenn, wieviel davon ist Wahrheit, wieviel Dichtung, wieviel Traum? Ist das hier nicht doch autobiographisches Schreiben? Die Fragen bleiben im Raum stehen und spielen letztlich doch gar keine Rolle ...

Und nun habe ich J. Monika Walther vereinnahmt, als westfälische Autorin zuerst während der *Arbeiten am Westfälischen* Autorenlexikon, bei denen wir uns kennengelernt haben, dann als jüdische Autorin für dieses Projekt und nun als feministische, und sie immer in irgendwelche Schubladen und Fächer gesperrt, die solche Projektarbeit zwangsläufig nach sich zieht, denen allen sie doch mit Leichtigkeit wieder entfliehen kann. Ich hoffe, sie wird es mir nicht verübeln, denn jede ihrer Erzählungen beweist ja, dass es keine passenden Schubladen und Etikettierungen für ihre Vielfalt und Vielschichtigkeit geben kann.

Aus: »Wir werden wie die Träumenden sein« von J. Monika Walther: »Mir ist die ungestillte und unstillbare Sehnsucht geblieben dazugehören zu wollen. Zu einem Ort, einer Landschaft, einer Familie, einem Menschen. Das ist die verletzbare Stelle meines Lebens. Und in diesem Punkt bin ich immer verführbar und erpressbar geblieben. Genug ist nie genug und die Ratio verliert seit Kinderzeiten gegen alle Selbstrechtfertigungen. ... Ich lausche jedem Zug sehnsüchtig nach, als führe er dorthin, wo ich hin müßte. Ich schaue gern in die Ferne, übers Meer, an die anderen Ufer. Wenn ich reise, bin ich neugierig auf der Suche und mit ganzem Herzen und Kopf unterwegs. Und habe doch das Gefühl im falschen Zug zu sitzen und daß mit jeder Station die Rückreise länger wird. Aber das ist eine alte jiddische Geschichte. Es geht immer um den Weg und nicht um das Ziel.